

Volkswille ist Volkswille. Bitte getreu umsetzen!

Der Umgang mit der Initiative gegen die Masseneinwanderung ist eine politische Knacknuss. Genau dafür gibt es Diplomatie



Paul Widmer

Zuerst die Fakten: Am 9. Februar 2014 haben Volk und Stände die Masseneinwanderungsinitiative angenommen. Die Stände haben mit einer komfortablen Mehrheit, das Volk hat mit 50,3 Prozent hauchdünn zugestimmt. Die Initiative beauftragt den Gesetzgeber, die Zuwanderung von Ausländern eigenständig zu steuern und mit jährlichen Höchstzahlen und Kontingenten zu begrenzen. Das ist ein klarer Auftrag. Innert drei Jahren sind die Massnahmen in Kraft zu setzen.

Die Dreijahresfrist läuft bald ab. Was ist bisher geschehen? Nichts, um die Initiative umzusetzen, viel, um sie zu umgehen. Noch nie haben Bundesrat und Parlament den Volkswillen so krass missachtet. Der Bundesrat liess die drei Jahre verstreichen, ohne mit der EU ernsthaft zu verhandeln. Offenbar ist einigen Mitgliedern des Kollegiums mehr an einem Scheitern als an einer getreuen Umsetzung gelegen. Das Parlament klopft sich für seine Variante mit dem Inländervorang auf die Schultern. Der Vorschlag von

Kurt Fluri war drauf und dran, der EU ein Vetorecht auf einem Silbertablett zu servieren. Die neuste Version ist nicht viel besser. In vorausseilendem Gehorsam will sie der Schweiz eine unsägliche Bürokratie aufhalsen, ohne von Brüssel auch nur das geringste Entgegenkommen zu verlangen. Benimmt sich so ein souveräner Staat?

Zugegeben, die Aufgabe ist nicht leicht. Setzt man die Initiative wortgetreu um, kollidiert sie mit dem Abkommen über die Personenfreizügigkeit (FZA). Und die Schweiz riskiert, dass die EU das gesamte Paket der bilateralen Verträge kündigt. Das möchte wohl nur eine Minderheit des Schweizervolks. Aber muss man deswegen die Hände in den Schoss legen? Darf man das Vertrauen in die Behörden, das in der Schweiz gerade wegen der direkten Demokratie recht hoch ist, derart aufs Spiel setzen? Nein. Schliesslich hat man eine Diplomatie, um das Zusammenleben zwischen den Staaten den veränderten Umständen anzupassen.

Wie soll das geschehen? Wir müssen mit der EU einen Kompromiss suchen. Dieser muss dem FZA Rechnung tragen, aber auch der neuen Lage. Seit die Schweiz das Abkommen unterzeichnet hat, verschärfte sich die Einwanderung massiv - nicht nur in der Schweiz, sondern in vielen europäischen Staaten. Brexit ist die britische Antwort darauf. Überall brennt das Problem den Leuten unter den Nägeln. Aber die Regierenden tun so, als könnten sie weitermachen

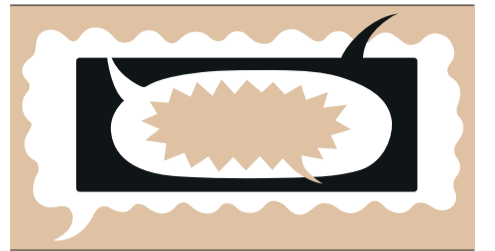
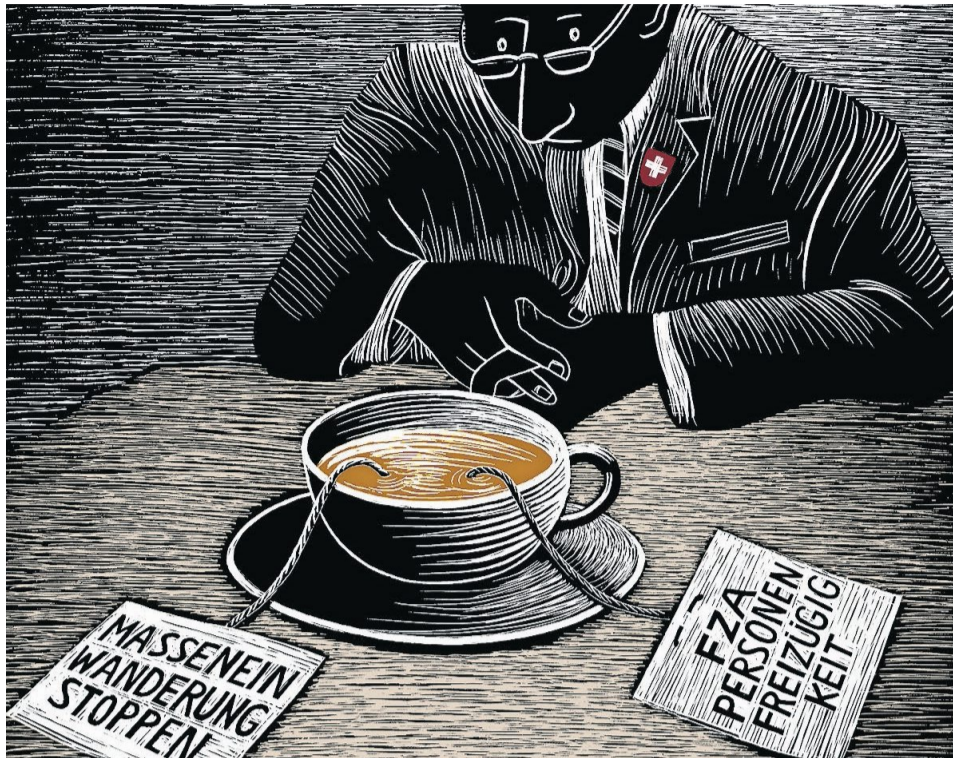


Überall brennt das Problem den Leuten unter den Nägeln. Aber die Regierenden tun so, als könnten sie weitermachen wie gehabt.

Wie gehabt. Was kann die Schweiz unternehmen? Sie muss klarmachen, dass sie am FZA festhalten, dieses jedoch wegen schwerwiegender Probleme vorübergehend einschränken will. Das FZA sieht diese Möglichkeit explizit vor. Die Schweiz sollte nun einen Vorschlag einreichen - auch auf die Gefahr hin, dass dieser vorerst aufseiten der EU wenig Enthusiasmus auslöst. Verhandlungspartner begrüssen zu Beginn selten Abänderungswünsche, stellen sich aber kaum taub, wenn Argumente gut begründet und in ehrlicher Absicht vorgetragen werden.

Mit einer Schutzklausel, wie sie Michael Ambühl propagiert, könnte man eine Verständigung mit der EU suchen. Dadurch würde das FZA nicht aus den Angeln gehoben, der Volkswille aber sinngemäss umgesetzt. Mit einer Beschränkung der Massnahmen auf vorerst drei Jahre würde man der EU zudem den provisorischen Charakter zu ver stehen geben. Und obendrein dürfte der Eingriff, wenn der Bundesrat die Höchstzahlen relativ hoch ansetzt, gering sein, da die Wirtschaftsentwicklung die Einwanderung aus der EU von selbst abschwächen dürfte. Vor allem aber hätten Bundesrat und Parlament das getan, was ihre Pflicht ist, nämlich den Volkswillen umgesetzt. Aber eben: Dazu braucht es einen Willen. Denn wo kein Wille ist, ist auch kein Weg.

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



Showdown
Claudia Mäder

Um die Artenvielfalt steht es schlecht. Dem Eisbären schmilzt der Lebensraum weg, die Antilope wird aus ihrem Weidegebiet verjagt. Verdrängung, wo man hinschaut, und ich möchte hier dringend dazu aufrufen, den Blick endlich auch mal auf das Treiben vor der eigenen Haustür zu richten. Der Zürcher Bücherwurm (*vermis librorum turicensis*) nämlich wird in seinem natürlichen Habitat seit Jahren von baulichen Veränderungen gepeinigt: Heimisch in den Magazinen und Sälen der Zentralbibliothek, wird die Spezies von dort je länger, desto brutaler vertrieben.

Die Verdrängung begann subtil, mit einer Erniedrigung im Bereich der Garderobenschränke. Einst ebenerdig gelegen, befinden sie sich heute im Soussol, einst gratis zu benutzen, sind sie heute mit einem Zweifränkler zu füttern. Wer keinen hat, kann einen kriegen, und zwar von einem Wechselautomaten, der - welche Perfidie! - ein Stockwerk weiter oben hängt. 30 Stufen hat der natürlicherweise mit Sack und Pack, nicht aber mit Kleingeld auftretende Bücherwurm also zu überwinden, ehe er vorschriftsgemäss ohne Mantel und Tasche dasteht. Die völlige Blösse folgt auf dem Fuss, denn just an der belebtesten Stelle seines Biotops muss er neuerdings zwecks Buchausleihe mit technischem Gerät hantieren. Würmer, die dabei Schlangen generieren, sind keine Seltenheit; häufig verkriechen sie sich daraufhin ins Schneckenloch statt ins Büchermagazin. Jene aber, die dort tatsächlich noch nach Nahrung suchen, finden seit diesem Herbst rein gar nichts mehr. Bestände werden verschoben, Signaturen verlegt und die Würmer mit konfusen Anweisungen in immer tiefere Geschosse getrieben. Die meisten, so ist zu befürchten, verenden in den Gängen. Den Erhalt der wenigen verbliebenen möge man doch bitte mit der Spende eines Zweifränklers unterstützen.

Medienkritik

Zukunftstag im Jurassic Park



Chanchal Biswas

Nachdem die Tochter schon zweimal zu Besuch gewesen war und es sogar dem coolen Göttibuben der Ehefrau hier gefallen hatte, hat sich diese Woche der Nachbarssohn die Ehre gegeben. Jahr für Jahr verbringen Jugendliche den Zukunftstag in den Redaktionsräumen der «NZZ am Sonntag» und der NZZ, um mitzuverfolgen, wie man Papier bedruckt. 34 waren es diese Woche. Das ist eine erfreuliche Zahl - die uns aber ein Rätsel aufgibt.

Warum kommen Jugendliche im Jahr 2016 freiwillig auf eine Zeitungsredaktion?

An der Beliebtheit der Produkte liegt es kaum. Die Branche kämpft gegen den Leserschwund. Den kann man im Tram live miterleben. Nachdem die bezahlten Presseerzeugnisse nahezu verschwunden sind, bleiben nun auch die Gratiszeitungen in den Boxen liegen. Die Jungen verfolgen den Gang der Welt auf dem Smartphone, aber nicht auf den Websites der traditionellen Medien, sondern auf Facebook, Youtube und Snapchat. Dort sind die Nachrichten ungefiltert und unredigiert, kurz: echt. Ist der Zukunftstag im Haus NZZ für sie etwas wie ein Gratisertritt in den Jurassic Park, wo



Der Beruf des Journalisten verfügt dank Hollywood über einen gewissen Glamour.

man lebendige Dinosaurier sieht? Wir machen drei Gründe aus, warum Zeitungsmachen die Jugend nachhaltig fasziniert. Erstens verfügt der Beruf des Journalisten dank Hollywood über einen gewissen Glamour. Recherchieren, aufdecken und schreibend die Welt besser machen. Was 1976 im Watergate-Film «All The President's Men» funktionierte, zieht auch 2016: Der Oscar für den besten Film ging dieses Jahr an «Spotlight», der beim «Boston Globe» spielt. Zweitens: Auch wenn heute ein Redaktor vorab am Computer arbeitet, passiert nach getaner Arbeit etwas Magisches. Man kann das Produkt in die Finger nehmen! Zeitungsmachen ist auch Handwerk, das hat in einer Dienstleistungsgesellschaft Anziehungskraft.

Drittens haben die Medienhäuser viel Geld in Digitalauftritte investiert, eine Welt, die den Jungen bestens vertraut ist. Wurde früher am Zukunftstag eine Mini-Zeitung gedruckt, produzierten die Jugendlichen diese Woche Handy-Videos und Instagram-Bilder. Die Zeitungsmacher haben die Jungen also noch nicht verloren, müssen aber einen fundamentalen Fehler wiedergutmachen. Nachdem wir jahrelang Inhalte online verschenkt haben, müssen wir nun neue User zum Zahlen bewegen.

Daran arbeitet die «NZZ am Sonntag», auch am Zukunftstag 2017. Tochter, Göttibub und Nachbarssohn haben jüngere Geschwister. Wir werden sie durch die Redaktion führen und dabei eine subtile Nachricht placieren: Ja, es ist hier ein bisschen wie im Jurassic Park - ein aufregendes Erlebnis. Wie wäre es mit einem Abo?

Grenzerfahrung

Das Trauma der Tessiner



Barbara Hofmann

Psychologen verstehen unter einem historischen Trauma eines, das generationenübergreifend wirkt und Kinder und Kindeskinde beeinflusst. Selbst kleinste Auslöser reaktivieren die ursprüngliche Verletzung, mag diese auch Hunderte Jahre zurückliegen.

Im Tessin ist es die repressive Periode der Landvögte, die derzeit durch eine im Auftrag der SBB erstellte Broschüre hervorgeholt wird. Der Inhalt: Ein fiktiver Dialog zwischen dem aus seinem feuchtkalten Grab aufzustandenen früheren Bellinzoneser Bürgermeister Giuseppe Molo (1877-1905), der nachts durch das heutige Bellinzona spaziert, die kalten Glieder mit Grappa wärmt und die Veränderungen in seiner Stadt begutachtet, die er einst durch mutige Entwicklungsprojekte und die Ansiedelung der SBB-Werkstätte Officina in die Neuzeit katalysiert hat, und Lukas Bergmann (alias Andreas Meyer), dem Chef der SBB, der wegen der Feierlichkeiten zur Neat-Eröffnung in Bellinzona weilt, aber nicht schlafen kann und ebenfalls durch das nächtliche Bellinzona streift. Molo und Bergmann unterhalten sich über die Vergangenheit und die Zukunft Bellinzonas und des Tessins -

und die Rolle der Bahn dabei. Der SBB-Chef räumt ein, dass er die Tessiner mit seinen Visionen wohl oft überrenne.

Molo weist ihn auf das schwankende Selbstbewusstsein seiner Landsleute hin. Sie hätten oft Mühe mit aktiven Partnern, vor allem solchen aus der Deutschschweiz. Man empfinde sie als arrogant, besserwisserisch, diktatorisch gar. Und dennoch erwarteten die Tessiner Unterstützung aus dem Norden. «Und wie sollen wir als Deutschschweizer mit diesem Widerspruch zwischen Selbstbewusstsein und Bittstellermentalität umgehen?», fragt Bergmann daraufhin.

Diese Frage wird dem fiktiven Lukas Bergmann im Tessin derzeit sehr übelgenommen. Wütende Kommentare in den Medien wechseln sich ab mit Beschwerden von linker, grüner und christlichdemokratischer Seite: Die Tessiner seien dargestellt, als gingen sie stets als Bettler vor dem Norden auf die Knie.

Dabei scheinen alle Schreiber die Textinterpretation eines Unia-Mitarbeiters, der die Diskussion initiiert hatte, übernommen zu haben. Blätter der Leser nämlich von der inkriminierten Stelle weiter, findet er eine ungleich grössere Aufzählung all der Leistungen, die das Tessin autonom und mit eigenen Mitteln erbracht hat, zum Teil - etwa die Tessiner Universität - auch gegen Widerstand aus dem Norden.

Doch zu Traumata gehört, dass Handlungen reflexhaft werden, da der Auslöser und die Reaktion nicht mehr voneinander getrennt werden können.

Barbara Hofmann lebt seit über 25 Jahren als freie Journalistin im Kanton Tessin.